178

Feinde und Freunde

Kriegsansprache
am Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig

von

Eugen Schiffer
M. d. R. u. A.

Reichsverlag, Berlin

Feinde und Freunde

Kriegsansprache
am Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig

von

Eugen Schiffer
M. d. R. u. A.

Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin

Am 18. Oktober 1916 veranstaltete der Ausschuß für vaterländische Kundgebungen zu Magdeburg im Zirkusgebäude eine große öffentliche Versammlung. An die einleitende Ansprache des Regierungspräsidenten v. Miesitschek schloß sich der gemeinsame Gesang der Nationalhymne an. Alsdann ergriff Abgeordneter Schiffer das Wort zu der nachfolgenden Rede:

940.9104
Sch 3f

Das Lied, in dessen altgewohnten Versen wir unserem Kaiser und König Liebe und Treue entboten haben, ist verhallt. Tiefe Stille lagert über dem gewaltigen Raum, in dem wir tagen, und über der Menschenmenge, die ihn füllt. Aber so tief ist die Stille nicht, nicht hier und nirgends in deutschen Landen, daß nicht doch ein Geräusch in sie eindränge und sie durchbräche. So tief ist die Stille nicht, daß wir nicht von weither Kanonendonner und Maschinengewehrgeknatter, den Knall der Gewehre, das Sausen der Propeller und den Anschlag der Meereswogen an Schiffskörper zu hören vermeinen. Unser Ohr und unser Herz lauscht hinaus, ob wir nicht das Hurrarufen stürmender Truppen, das Stöhnen der Verwundeten, den Todesschrei der Sterbenden vernehmen. Ein Doppelleben ist's, das wir führen. Wir sprechen und lesen und schreiben, wir lachen vielleicht sogar, wir gehen unserem Beruf und unseren Geschäften nach, wir treiben dies und das — aber unsere Seele ist nicht dabei, ist ganz wo anders, ist draußen auf den Schlachtfeldern, immer und immer wieder draußen im Kriege und beim Kriege. Der Krieg ist's, der unser Sinnen und Trachten, unser Denken und Fühlen beherrscht, bestimmt und ausfüllt. Alles andere tritt davor zurück. Die Gegenwart und die Zukunft sind Gegenstand und Ziel unseres heutigen Daseins. Die Vergangenheit liegt hinter uns, versunken und halb vergessen. Es muß schon etwas Großes und Gewaltiges sein, das uns aus diesem Banne herausreißt, unsere Blicke zurücklenkt und uns veranlaßt, doch wieder einmal an anderes, Gewesenes zurückzudenken. Der heutige Tag bringt das fertig. Was in ihm lebendig wird, ist schon angedeutet worden. An diesem Tage ward ein sonniger Sproß des Hohenzollerngeschlechts geboren, der in seiner kraftvollen Männlichkeit die Freude und der Stolz seines Volkes war, in seiner jugendlichen Schönheit und Ritterlichkeit selbst die Herzen der Fremden bezwang und schließlich so jammervoll dahingehen mußte, ehe er noch recht auf die Höhe seines Lebens gekommen war. An diesem Tage ist aber auch die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden. Dieses Ereignis ist es, das heut wieder uns vor die Seele tritt; das unvergessen und unvergeßlich durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte dem deutschen Volke vor Augen bleibt.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
Solange rollt der Jahre Rad,
Solange scheint der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Ernst Moritz Arndt hat dieses Lied gesungen. Er hat recht behalten. Noch die Enkel preisen die Leipziger Schlacht. Aber was hat ihr diese Kraft des ewigen Bestandes im Andenken des deutschen Volkes gegeben? Was gibt ihr noch heut, gerade heut die Kraft, sich zu behaupten neben den allbeherrschenden und allbezwingenden Kräften des Tages? Was bewirkt es, daß wir uns dem Zauber jener Zeit, in der sie ausgefochten wurde, nicht entziehen können? Der Grund liegt wohl in der Gleichheit der Verhältnisse und der Gleichheit der Stimmung, die damals und jetzt aus den Verhältnissen geboren wurde. Was heut unser Volk beherrscht, ist derselbe Geist der Vaterlandsliebe, der Treue, der Opferwilligkeit, derselbe Geist des zähen Durchhaltens und Festhaltens, derselbe Siegeswille und dieselbe Siegeszuversicht, wie sie damals unser Volk aus der Ruhe, die als erste Bürgerpflicht verkündet wurde, hinaustrieb in die Unruhe des Kampfes. Was heut in Schützengräben und auf Karpathenpässen, in U-Booten und auf Schlachtschiffen, in Flugzeugen und Zeppelinen das Herz unserer Getreuen füllt und stählt, das ist derselbe Geist, der 1813 unser Volk durch Not und Tod zu Sieg und Herrlichkeit hinaufführte. Derselbe Geist ist's auch, der im Innern unseres Landes die Zurückgebliebenen anfeuert, Entbehrungen zu tragen und alle Kräfte anzustrengen, um die Bedürfnisse des Krieges zu befriedigen: der uns die Erfolge unserer Milliardenanleihen brachte; und der jetzt das Gold aus Truhen und Kasten herauszieht, um es am Altar des Vaterlandes niederzulegen. Aber auch dieselbe vaterländische Not ist's, die damals und heut so Gewaltiges hervorbringt. Jetzt wie einst geht es um alles, geht es um Sein oder Nichtsein; um Kaiser und König geht es, um Reich und Vaterland. Nur ein gewaltiger Unterschied ist da. Vor 100 Jahren hatte der Feind bereits unser Land heimgesucht, hatte seine schwere Faust auf Stadt und Land gelegt, die Städte gebrandschatzt, das Land gequält; die Menschen hatten am eigenen Leibe gefühlt, was eine beutegierige Soldateska drin im Lande bedeutet. Uns ist das im wesentlichen erspart geblieben. Nur kleine Striche im Elsaß stöhnen unter der Besetzung der Feinde; und die Zeit, in der Ostpreußen den Russenhorden preisgegeben war, ist nur kurz gewesen. Freilich reichte sie aus, um uns allen klar zu machen, was uns bevorstände, wenn der Einfall der Feinde sich wiederholen

und auf längere Zeit ausdehnen sollte. Dann würde uns nicht etwa bloß das gleiche Schicksal bevorstehen, wie es unsere Altvordern von den Franzosen erfahren haben. Wir hätten mehr, unendlich mehr und Schwereres zu befahren als sie. Aus den Reden und der Presse unserer Feinde wissen wir, was uns zugedacht ist. Ausgeburte perverser Phantasie, sadistischer Grausamkeit und Blutgier, ausgeklügelter Zerstörungswut feiern bei ihnen ihre Orgien, indem sie sich wollüstig alle Fürchterlichkeiten ausmalen, mit denen sie in unserm Blut und Gut ihren Rachedurst kühlen wollen. Keine Scheußlichkeit, die uns nicht angedroht, keine Marter, von der uns nicht ein Vorgeschmack gegeben würde. In diesem grauenhaften Haß liegt die tiefste Einigkeit unserer Feinde, wie denn überhaupt gerade in der Abneigung gegen uns das stärkste Band begründet ist, das sie zusammenhält. An positiven Grundlagen des gemeinsamen Handelns fehlt es beinahe ganz. Wenn wir die Interessen prüfen, aus denen heraus die Gemeinschaft unserer Gegner herausgewachsen ist, so sehen wir, daß sie sehr verschieden in ihrer Art sind und nur in der gemeinsamen Feindseligkeit den gemeinsamen Boden finden.

Betrachten wir die Gründe, die unsere Feinde gegen uns zusammenführten, im einzelnen. Am einfachsten sind sie bei Frankreich und bei Rußland. Frankreich schmerzt die alte Wunde: Elsaß-Lothringen, das ihm genommen wurde, nachdem es uns geraubt worden war, ist ihm immer noch ein heiliges Vermächtnis, das zurückzugewinnen ihm nationale Pflicht erscheint. Diesem Gedanken, dieser Sehnsucht ordnen die Franzosen alles unter. Um dieses Ziel zu erreichen, haben sie die Schmach von Faschoda getragen; um ihm näher zu kommen, werfen sie sich jedem an den Hals, von dem sie Hilfe und Unterstützung erwarten. Jeder, der Deutschlands Feind ist, ist ihr Freund; jeder, der die Waffe gegen uns erhebt, ist ihrer Bundesgenossenschaft versichert. So stürzten sie sich blindlings hinein in den Wirbel des Kampfes, der sie verschlingen wird; denn sie werden nicht mehr als Großmacht aus dem Kriege zurückkehren, in den sie als Großmacht eingetreten sind. Sie werden im Strudel untergehen. Rußland! Ein Land von dieser Größe, ein Land von dieser Menschenmasse, ein Land von diesen Entwicklungsmöglichkeiten, das vom warmen Meere abgedrängt ist, verlangt nach ihm. Nachdem der Versuch im fernen Osten an dem kleinen Japan gescheitert war, brauste der zurückgestaute Wogenschwall nach Westen. Alte Wege wurden wieder beschritten. Das Testament Peters des Großen wurde lebendig. Konstantinopel tauchte im alten, jedes russische Herz lockenden Glanze auf. Die Gelegenheit schien günstig. Slawischer Deutschenhaß und wirtschaftlicher Neid taten ein übriges, um den Moskowiter in den Krieg zu treiben.

Ganz anders liegt es bei England; ganz anders und viel weniger klar und durchsichtig. Neben einer großen Anzahl von kleineren Momenten sind es insbesondere drei Gesichtspunkte, die für Englands Teilnahme am Kriege die Erklärung abgeben.

Einmal kämpft England um die Aufrechterhaltung seiner ganzen Lebenshaltung, wie sie sich in neuerer Zeit herausgebildet hat. Diese Lebenshaltung des Volkes in seiner Gesamtheit und beinahe jedes einzelnen, soweit er nicht der ganz besitzlosen Klasse angehört, ist eine so gehobene, wie sie nur bei einer gewissen Bequemlichkeit des Daseins bestehen kann. England hat sich im Laufe der Zeit in die Stellung eines Rentners gefunden und hineingewöhnt, der es nicht mehr nötig hat, viel zu arbeiten, sonder andere für sich frohnden lassen kann. England hält es nicht mehr für erforderlich, sich nach den Bedürfnissen, Wünschen und Anschauungen seiner Abnehmer zu richten: sie müssen sich nach ihm und seinen Gepflogenheiten richten, weil sie nach englischer Anschauung ja doch gezwungen oder beinahe moralisch verpflichtet sind, von ihm zu kaufen. Aus dieser Beherrschung der Weltwirtschaft hat sich England eine behagliche Lebensführung zurechtgezimmert. Das weekend, der vorzeitige Wochenschluß, der bereits am Samstag oder gar am Freitag die Freiheit von der Arbeit gewährleistet; der Sport, der als unentbehrliches Lebensbedürfnis gilt; der Grundsatz des cacanny, wonach die Minderung der Arbeitszeit und der Arbeitsleistung zum beherrschenden Prinzip erhoben wird; das Steigen der Löhne bei verminderter Tätigkeit und geringer Sparsamkeit — das alles sind kennzeichnende Züge der englischen Wirtschaft. Diesen Zügen nun droht Gefahr — Gefahr durch die deutsche Konkurrenz. Der fleißigere, anspruchslosere, bedürfnislosere Deutsche, der sich den Verhältnissen der Abnehmer anzupassen bereit ist und versteht, droht in seinem Wettbewerb den ebenso bequemen wie hochmütigen Engländer zu verdrängen. Da diese Konkurrenz unbequem ist, beschimpfte man sie und nannte sie Schmutzkonkurrenz; und da man ihren Erzeugnissen nichts gleiches entgegenzusetzen vermochte, haftete man ihnen einen Ekelnamen an, indem man sie mit dem Vermerk „Made in Germany“ versah. Aber diese Mittel verfingen nicht und schlugen schließlich sogar in ihr Gegenteil um; aus dem Schimpfwort ward eine Empfehlung. Als es nun nicht gelang, die Waren zu vertreiben, entschloß sich England, die Erzeuger der Waren zu vernichten. Es kämpft also in diesem Kriege zunächst um die Möglichkeit, in altgewohnter Weise mit wenig Arbeit großen Gewinn einzuheimsen, indem es sich des Konkurrenten zu entledigen versucht, der es durch seinen Wettbewerb zwingen könnte, von dieser angenehmen Methode abzulassen. Dieses Ziel aber glaubte es gerade jetzt mit leichter Mühe erreichen zu können; und darin liegt der zweite Grund seines Eintretens in den Kampf. England

hatte die Vorstellung, daß es den Krieg ohne große Opfer, ja sogar mit einem erheblichen Kriegsgewinn führen, daß es sich im großen und ganzen als Zuschauer und Lieferant betätigen und des Erfolges trotzdem sicher sein könne. Als manufacturing partner wollte es seinen Anteil an die Kriegslasten tragen und — sich bezahlen lassen; als derjenige Teil, der für gutes Geld die technische und industrielle Arbeit bereithält. In solcher Stellung den Krieg zu führen, während die anderen Teilhaber die blutige Handwerksarbeit aufwenden, war ein Gedanke, der den guten Engländern diesen Krieg wirklich ganz außerordentlich angenehm, leicht und vorteilhaft erscheinen lassen mußte. Derselbe Gedanke sprach sich in jener frevelhaften ministeriellen Äußerung aus, daß England durch die Teilnahme am Kriege nicht viel mehr zu leiden haben würde, als wenn es ihm fernbliebe. Daß er sich nicht ganz so verwirklichte, wie er gehegt wurde, und daß die Engländer allmählich selbst ihren Irrtum einsahen, ist nicht ihr Verdienst, sondern das unseres Volkes, das anmaßend genug war, auch die Herren Engländer vor die Klinge zu zwingen, aus den sicheren Fabrikhöfen in die Schützengräben und auf das Blachfeld herauszuholen und sie die Schärfe unseres Schwertes am eigenen Leibe fühlen zu lassen. — Der dritte Grund aber ist doch wohl der hauptsächlichste, freilich auch derjenige, der am tiefsten liegt. David Urquhart war es, der einst sagte: „Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. Britannia wird die Königin des Meeres sein oder vom Meer verschlungen werden.“ Dieses Wort des geistreichen Schotten rührt an den letzten Grund der geschichtlichen Entwicklung. Englands unendlicher Vorzug vor allen andern Völkern, seine insulare Lage, ist zugleich der Drehpunkt, an dem sein ganzes Schicksal hängt. Das Meer schützt England vor allen Angriffen; aber nur solange, als England des Meeres sicher ist. Die Herrschaft über das Meer ist für England deshalb nicht nur die Voraussetzung seiner Weltherrschaft, sondern zugleich die Voraussetzung seines eigenen Seins und Bestandes. In demselben Augenblick, da Britannia nicht mehr rules the wawes, ist auch die großbritannische Insel nicht mehr in seiner Hand. Sobald es Gefahr läuft, vom Meer vertrieben oder gar eingeschnürt zu werden, ist auch sein Land offen und verloren. Die gewaltige Machtstellung Englands ist untrennbar verknüpft mit seiner Lebensstellung und Lebensfähigkeit überhaupt. Um sie zu behaupten, muß es eifersüchtig darüber wachen, daß keiner ihm die Herrschaft über die Meere streitig machen oder auch nur in Frage stellen kann. Diese Herrschaft mit einem anderen zu teilen, müßte für Englands Empfinden nicht viel mehr und weniger als den Beginn des Verzichts auf das Recht auf eigene Sicherheit bedeuten. Nun aber wachsen wir Deutschen allmählich in einen Zustand hinein, der auch für uns das Meer und das Recht am Meer zu einem Teil des eigenen Lebens

und Lebensrechtes macht. Indem wir unser wirtschaftliches Sein in immer wachsendem Umfang auf Welthandel und Weltwirtschaft abstellten, mußten wir darauf achten, auch die Grundlage für diese unsere Entwicklung in die Hand zu bekommen. Wir konnten sie nicht abhängig machen von Gnade oder Ungnade irgendeiner anderen Macht. Eine glatte Unmöglichkeit war es, diesen stets wachsenden Teil unserer Gesamtexistenz bedingt sein zu lassen von Englands Gunst und Willen. Wir durften uns nicht der Möglichkeit aussetzen, eines schönen Tages von England mit allem, was wir hatten, vom Meer weggefegt zu werden. So ergab sich der Gegensatz. England konnte es nicht ertragen, mit der Kraft und Selbständigkeit Deutschlands rechnen zu müssen; Deutschland konnte es nicht ertragen, auf den guten Willen Englands angewiesen zu sein — damit war der tragische Konflikt gegeben. Wir sehen, wie er in seiner geschichtlichen Urgewalt mit beinahe elementarer Macht über alle Künste der Diplomaten hinwegschreitet. Konnte der schließliche Zusammenstoß überhaupt ausbleiben? Selbst wenn das objektiv möglich gewesen wäre, hätte in subjektiver Beziehung das englische Empfinden es außerordentlich erschwert. Denn wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß England nicht bloß um vorübergehende Zeit und Einzelinteressen, sondern um die Weltherrschaft kämpft, so liegt dieser Beweis in der Art und Weise, wie es kämpft. Es kämpft als ein Herrenvolk, das von der Höhe seines Herrenbewußtseins den Eingriff und Angriff niedrigerer Menschenarten in sein Herrenrecht abwehrt. In schreiendem Gegensatz zu der Kriegführung aller anderen Völker ist die englische eine derartig hochmütige, voll von Mißachtung gegenüber seinen Gegnern, wie sie sonst sich nur etwa in Kolonialkriegen gegen Neger oder Indianer findet. Für England stehen alle anderen Völker tief unter dem seinigen; wobei es übrigens seine Bundesgenossen keineswegs ausnimmt, die sich denn auch bereits bitter über den hochfahrenden Ton ihrer Freunde und Beschützer beklagen. In allen Äußerungen der englischen Presse wie der englischen Minister ist von Anfang an und bis heutigen Tages diese naive Überheblichkeit bezeichnend. Sie liegt schon in jenen Auslassungen von Edward Grey, in denen er herablassend bemerkte, es sei für Deutschland vielleicht ganz gut, daß England sich an dem Kriege beteilige; denn dann könne zur gegebenen Zeit England sogar gegenüber den eigenen Bundesgenossen Deutschland schützen und vor völliger Vernichtung bewahren. Im letzten Ende stellt sich die englische Kriegführung als eine uns widerwärtige Mischung von Geschäft und Sport dar. Geschäft und Sport gegenüber dem Gefühl sittlicher Notwendigkeit, das aus den tiefsten Quellen des Lebens heraus uns Deutsche in Not und Tod treibt. Der Geschäftsgeist klingt heraus aus dem Hinweis, daß nicht die Waffen, sondern die silbernen Kugeln den Krieg entscheiden würden.

Der Geschäftsgeist ist es, der tröstend den Engländern zuruft, sie brauchten sich in ihrem Tun und Lassen nicht stören zu lassen: business as usual. Der Geschäftsgeist preist die Zukunft, in der jeder Engländer um einige Pfund reicher sein würde, wenn der deutsche Wettbewerber beseitigt sei. Wie sehr aber mit ihm sich der Sportsgeist verbindet, geht noch zu guter Letzt aus jener Unterredung hervor, die vor wenigen Wochen Lloyd George einem Pressevertreter gewährt hat. Der englische Kriegsminister schwelgte förmlich in Sportausdrücken, als er sich über seine fechtenden Landsleute ausließ. Er sprach von start und finish und knockout und verglich die englischen Soldaten mit game dogs, mit kampflustigen Hunden. Als ihm später vorgehalten wurde, daß das vielleicht doch nicht die richtige Ausdrucksweise sei, war er ganz verwundert darüber und meinte, daß gerade diese Ausdrucksweise englischen Empfindungen am nächsten stünde. Die Krone aber setzte er dem ganzen durch seine Gegenüberstellung Englands und Frankreichs auf. Er sagte: „Bei den Engländern ist es der Sportsgeist, der das Heer bis zum letzten Augenblicke beleben wird; bei den Franzosen wird die brennende Vaterlandsliebe das Heer bis zum Ziele aufrecht erhalten, ohne danach zu fragen, wann das Ende kommen soll." Sportsgeist und Vaterlandsliebe in eine Linie gestellt — das ist ein Vorgang, den wir nicht verstehen, sondern nur vermerken können. Wie weit englischer Hochmut geht, zeigt sich übrigens in geradezu bizarrer Form in einer Notiz der „Finanzial News", die vor wenigen Tagen erschienen ist. Sie behauptet, aus erstklassigen Quellen zu schöpfen, wenn sie die Bedingungen wiedergibt, die Deutschland zu Beginn des Krieges „nach erfolgreichem Eindringen aus dem germanisierten Frankreich" England aufzuerlegen entschlossen gewesen sei. Ich brauche die sechs ersten Friedensbedingungen nicht im einzelnen wiederzugeben. Sie enthalten so ziemlich all den Unsinn, der darüber von unseren Feinden überhaupt verbreitet wird. Nur die siebente, die letzte, im Original gesperrt gedruckte, die als ein besonderes Beispiel deutscher Geisteskultur, in der sich Haldane zu Hause fühle, bezeichnet wird, sei hervorgehoben:

> „Körperliche Untersuchung aller weiblichen Bewohner der englischen Insel zwischen 14 und 35 Jahren durch deutsche Agenten und Auswahl von 1 Million der besten und gesundesten zur Verbringung auf deutsche Menschenzuchtanstalten, wo mit deutschen Offizieren und Beamten in wahlloser Vaterschaft eine neue Bevölkerung für die deutschen Kolonien herangezüchtet werden soll."

Nach englischer Auffassung steht also das englische Volk so hoch über dem deutschen, daß dieses selbst für den Fall eines Sieges sich nichts besseres wünscht, als durch englische Zuchtwahl wenigstens einigermaßen anglisiert zu werden. Daß man dem englischen Volk ernsthaft etwas

derartiges bietet, offenbar doch in der festen Annahme, daß es etwas derartiges auch wirklich glaubt, ist kennzeichnend; und wenn für englische Geistesart nach einem Beweis gesucht werden soll, so wird er sicherlich durch diese wilde Ausgeburt einer ausgearteten Phantasie erbracht.

Der Gegensatz der Interessen und der Weltanschauung, des Fühlens und des Handelns zwischen England und uns mußte sehr schnell in voller Schärfe zu Tage treten. Unser deutsches Volk hatte ihn denn auch nach kurzer Zeit herausgefühlt und mit außerordentlicher Sicherheit des Empfindens und Verstehens, indem es die verschiedenen Feinde miteinander verglich, das Zentrum des Krieges uns gegenüber in England gefunden. Daß unser Volk diese Erkenntnis gewonnen hat, ist gut; denn die Erkenntnis der Wahrheit ist immer gut. Aber es ist nicht zu leugnen, daß aus ihr heraus oder doch im Zusammenhang mit ihr Irrungen und Wirrungen entstanden sind, die nicht zu den erfreulichen Erscheinungen der letzten Zeit gehören. Ich werde nicht näher auf sie eingehen. Ich werde insbesondere nicht näher auf das eingehen, was jetzt, soweit ich sehen kann, ziemlich einmütig abgelehnt wird und als abgetan angesehen werden kann. Wenn in unserem Volk eine leidenschaftliche Erregung durch Schritte und Mittel geweckt, genährt und gefördert worden ist, die das Licht des Tages scheuen, so ist das beschämend im Hinblick auf die große Zeit, in der wir leben, und paßt nicht zu ihr. Beschämend ist es, wenn man gewagt hat, es so darzustellen, als ob unser deutsches Volk in dieser großen Zeit von Lügnern oder Trotteln oder Verrätern geleitet werde; wenn man jeden Klatsch aufgegriffen, jeden Tratsch breitgetreten, Wahres und Falsches wahllos, aber zielbewußt vermengt hat; wenn man selbst vor der persönlichen Ehre deutscher Männer nicht Halt gemacht, sondern sie in den Kot herabgezogen und auf diese Weise Gift in die Seele des Volkes gebracht hat! Das sind Vorgänge, von denen ich nur wünschte, man brauchte überhaupt weiter keine Notiz mehr von ihnen zu nehmen. Der Reichstag, als die berufene Vertretung des deutschen Volkes, hat einmütig und ohne Unterschied der Parteien sich von solchen Treibereien abgewendet. Kein Abgeordneter hat auch nur ein Wort gefunden zur Verteidigung dieser, dem Vaterlande schadenden Kreise und Menschen. Alle Parteiredner ohne Unterschied haben rückhaltlos erklärt, daß sie dem fern stehen, und daß niemand sich gestatten dürfe, ehrenrührige, die sittliche und politische Integrität des Kanzlers oder irgendeines anderen Mannes antastende Angriffe zu unternehmen, ohne der Verurteilung des gesamten Reichstages sicher zu sein. Das ist tröstlich und erfreulich, und deshalb brauchen wir hierbei nicht weiter zu verweilen. Hoffentlich ist es nicht bloß für den Augenblick, sondern für

immer erledigt. Aber wir dürfen andererseits nicht verkennen, daß doch auch über all das hinaus eine große Verwirrung in unserem Volke, auch bei vielen entstanden ist, die durchaus patriotisch gesinnt, verständig und ruhig veranlagt und der Verantwortlichkeit bewußt sind, die jedem Einzelnen obliegt. Entsprechend der Erkenntnis der Gefährlichkeit gerade Englands verlangte und erwartete man die Anwendung aller Kriegsmittel, die diesen unseren Hauptfeind ins Herz treffen könnten, und verstand es nicht, daß solche Kriegsmittel nicht angewandt oder, wenn sie vorübergehend angewandt waren, wiederzurückgestellt wurden. Man wurde dadurch unsicher in der Beurteilung der Gesamtlage und fürchtete, daß doch wohl die Leitung der Geschäfte nicht völlig von der Erkenntnis der uns drohenden Hauptgefahr durchdrungen sei. Ich möchte annehmen, daß doch auch nach dieser Richtung die letzten Reichstagsverhandlungen eine gewisse Klärung gebracht haben. Denn nunmehr kann es wirklich keinem Zweifel mehr unterliegen, wenn er überhaupt jemals berechtigt gewesen wäre, daß der leitende Staatsmann Deutschlands übereinstimmend mit dem deutschen Volke Englands Stellung richtig würdigt und einschätzt. Der Kanzler hat England als den selbstsüchtigsten, den hartnäckigsten und erbittertsten Feind unter allen bezeichnet. Er hat hinzugefügt, daß ein deutscher Staatsmann, der sich scheute, gegen diesen Feind jedes taugliche, den Krieg wirklich abkürzende Kampfmittel zu gebrauchen, gehängt zu werden verdiente. Freilich hat er damit nur wiederholt, was er dem Sinne nach schon früher immer wieder erklärt hatte: daß er nicht einen Augenblick zögern würde, gerade gegen England zu tun, was diesen Feind ins Herz treffen könnte. Deshalb durfte er auch fortfahren, daß man aus seinen Worten den Grad von Widerwillen und Verachtung erkennen möge, den ihm die immer wieder verbreitete Behauptung erwecke, als ob aus unbegreiflicher Schonung, aus veralteter Verständigungsneigung oder gar aus dunklen Zusammenhängen, die das Licht des Tages scheuen, gegen diesen Feind nicht jedes Kampfmittel nach seiner vollen Gebrauchsmöglichkeit angewandt würde. Man wird ihm das nachfühlen und nicht zaudern, seinen Worten den Glauben zu schenken, auf den er Anspruch hat. Das zu tun, ist nicht bloß und nicht einmal in erster Reihe eine Pflicht gegen den Reichskanzler — nein, dem deutschen Volke wollen wir die Sorge von der Seele nehmen, daß es anders sein könnte; sein Herz von dem Druck des Verdachts befreien, als würde in der Stellung gegen England zwischen ihm und den Leitern seiner Geschicke eine Kluft bestehen. Freilich sind damit noch keineswegs etwa alle Meinungsunterschiede beseitigt. Sie bestehen fort im Reichstag sowohl wie im Volke über die Art und Zeit der Anwendung der uns zur Verfügung stehenden Kriegsmittel. Die Frage des U-Bootkrieges wird noch immer ver-

schieden beurteilt. Das ist aber auch kein Unglück. Weshalb sollten über diese wie über manche anderen wichtigen Fragen nicht verschiedene Ansichten bestehen? Die freie Überzeugung darf und will niemand antasten; jede ehrliche Auffassung kann Achtung beanspruchen und muß vor Verdächtigung geschützt sein. Jeder mag sich nach bestem Wissen und Gewissen sein Urteil bilden und die große Frage vor sich selbst entscheiden, auch seine Entscheidung mit anderen erörtern und vor ihnen vertreten. Nur soll er sich des Wesens dieser Frage bewußt sein und auch der Verantwortung bewußt sein, die er in der Art der Vertretung seines Standpunktes trägt. Ehe er Stellung nimmt, möge er sich über die Schwierigkeiten des zusammengesetzten Problems klar werden. Es handelt sich bei ihm nicht bloß um eine marinetechnische, nicht bloß um eine militärische, nicht bloß um eine politische, nicht bloß um eine wirtschaftliche Frage. Es handelt sich vielmehr um einen ganzen Komplex solcher Fragen, um ein Gesamtgebilde von marinetechnischen, militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Nur wer sie alle kennt und beherrscht, wer sie in ihrer Gesamtheit übersieht und gegeneinander abwägen kann, darf sich ein abschließendes Urteil zutrauen und den Anspruch erheben, daß ihm maßgebende Bedeutung beigelegt wird. Auch in der Behandlung dieser ernsten Streitfrage ist der Reichstag, wie ich glaube, vorbildlich gewesen und hat dem vorzeitigen Jubel der feindlichen Presse über den drohenden Zerfall des deutschen Volkes ein rasches Ende bereitet. Wie aus dem Bericht des Reichstagsausschusses zu ersehen ist, sind die Beratungen sehr eingehend gewesen. Mitglieder aller Fraktionen und die Vertreter der verbündeten Regierungen haben sich daran beteiligt; alle marinetechnischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkte sind gründlichst geprüft und gewürdigt worden, und die Ausführungen standen unter dem Eindruck der hohen Bedeutung der Angelegenheit und waren allseitig getragen von rein sachlichen Erwägungen und dem Bestreben, dem vaterländischen Interesse zu dienen. Der Reichstag hat insoweit seine Schuldigkeit getan, und ich kann nur auch persönlich bezeugen, daß er überaus gewissenhaft verhandelt, nach allem gefragt hat, was er wissen mußte, und auf alle Fragen rückhaltlose Antwort erhalten hat. Er hat sich dann aber auch die Beschränkung auferlegt, die dem Auslande gegenüber notwendig war, aus der überzeugenden Erwägung heraus, „daß eine eingehende Verhandlung der marinetechnischen, militärischen, wirtschaftlichen und politischen Einzelheiten ohne Schädigung der vaterländischen Interessen nicht möglich ist; daß andererseits aber ohne eine erschöpfende Behandlung der Sache eine volle Aufklärung nicht erzielt werden kann".

Diese Beweisführung ist schlechthin zwingend und muß auch jedem einzelnen klar machen, daß eine andere Handlungsweise die Gefahr in sich bergen würde, die Interessen des Vaterlandes zu gefährden. Daß eine abweichende Haltung zum Schaden des Vaterlandes werden kann, haben wir zur Genüge aus den Auslassungen der feindlichen Zeitungen in letzter Zeit gesehen. Man hatte im feindlichen Auslande an dem, was in Deutschland vorging, seine helle Freude, und die Presse unserer Feinde mit dem Temps an der Spitze wußte sich vor Genugtuung nicht zu lassen. Noch in allerneuester Zeit findet sich in einem großen englischen Blatt „Evening Standard" eine Notiz, die nach dieser Richtung hin sehr belehrend ist. Sie betont, daß die vielgepriesene deutsche Einigkeit einen tiefen Riß bekommen habe, und fährt fort: „Die Deutschen haben wenig oder gar keinen politischen Instinkt. So lange alles gut geht, schadet dieser Mangel nicht sehr; er wird aber wieder zur Lebensfrage, wenn Enttäuschungen und Unglücksfälle eintreten. Politische Kämpfe brauchen nicht notwendigerweise zur Lähmung der militärischen Kräfte zu führen; sie sind aber geeignet, auf die noch verbleibende Kraft des Reiches zersetzend zu wirken. Das sollten wir uns gesagt sein lassen und, während wir mit Genugtuung auf die Lage in Deutschland blicken, unsererseits stramme Disziplin bewahren." Das sollten auch wir uns eine Mahnung sein lassen. Aber Mahnungen nach dieser Richtung liegen doch auch von viel bedeutsamerer Seite vor. Wir haben soeben erfahren, daß kein Geringerer als Feldmarschall Hindenburg selbst gebeten hat, die Agitation für die Verschärfung des U-Bootkrieges zu unterlassen. Ich bin in der Lage, Ihnen etwas Gleiches aus einem Brief des Generals Ludendorff mitzuteilen, der an einen Dritten gerichtet und mir mit der Ermächtigung, von ihm Gebrauch zu machen, anvertraut worden ist. Der General schreibt:

> „Daß es gewaltiger Leistungen bedarf, um die Hoffnung zuschanden werden zu lassen, die unsere Gegner mit ihren gleichzeitigen außerordentlichen Kraftanstrengungen auf allen Fronten verbinden, läßt sich nicht bestreiten. Aber wir werden es schaffen, wenn das deutsche Volk in Einigkeit und Vertrauen hinter uns steht und sich und das Heer nicht zermürbt in Streitigkeiten über die Zweckmäßigkeit der Mittel und Wege zum Erfolge. Wenn in gewissen Fragen dem Fernerstehenden ein Programm zu fehlen scheint, so ist damit nicht erwiesen, daß es wirklich fehlt. Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, nicht müde zu werden, zur Einigkeit und Zuversicht zu mahnen."

Das sind Worte, die nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern vor allem auch, weil sie Worte Ludendorffs sind, uns zu Herzen dringen werden.

Ich wende mich nun zu unseren anderen Feinden, den kleineren und kleinsten Kläffern, die in wilder Meute sich allmählich den Großen zugesellt haben. Es ist nicht allzuviel zu sagen über diese Meute. Im allgemeinen sind sie doch nur an der Leine der Engländer losgegangen. Die „Daily News" hat soeben noch erwähnt, es sei nicht allgemein bekannt, daß Runcimans Mission in Italien nicht nur darin bestanden habe, eine Einigung über Kohlen und Kriegsbedarf zu erzielen, sondern daß der Besuch auch der Regelung aller zwischen Italien und England schwebenden Fragen gegolten habe, insbesondere der Erdrosselung des feindlichen Handels. Die wichtigste Frage aber sei die bis dahin noch zurückgehaltene Kriegserklärung Italiens an Deutschland gewesen. Runciman sei es gelungen, die bindende Zusage zu erhalten, daß die Kriegserklärung binnen kurzem erfolgen werde, und 7 Tage nach seiner Abreise sei sie denn auch ausgesprochen worden. Ein nettes Geständnis, das den Zusammenhang zwischen Kohlennot und Kriegsbedarf auf der einen und der Kriegserklärung an Deutschland auf der anderen Seite blitzartig beleuchtet! Unter diesem sanften Druck entschloß sich also Italien, in die Reihe der Kulturträger gegen Deutschland restlos einzutreten. Daß dabei Italien als Mitträger der Kultur eine etwas eigentümliche Rolle spielt, ist für jeden klar, der italienische Bildungsverhältnisse auch nur einigermaßen kennt. Wie es damit steht, plaudert soeben der „Messaggero" in grotesker Weise aus. Er beschwört die Abgeordneten und Senatoren, die nicht dem Vaterlande in der Front dienen, die großen Gedanken dieses Kulturkrieges unter den — Analphabeten zu verbreiten, da durch die Massenhaftigkeit dieser Menschenklasse in Italien die Wirkung der Zeitungen leider sehr erheblich eingeschränkt sei! Was soll ich von Portugal sagen, was von Rumänien? Die klägliche Rolle, die sie spielen, liegt zu deutlich zutage, als daß es noch vieler Worte bedürfte, um sie zu schildern. Herr Bratianu hat freilich vor einiger Zeit, als er die Kriegserklärung noch nicht erlassen hatte, gespottet, Rußland tanze vor Rumänien wie der Birkhahn vor seinen Hennen. Jetzt dürfte ihm der Spott vergangen sein, und er vielleicht wünschen, daß er den Birkhahn noch etwas länger hätte tanzen lassen und sich ihm nicht hingegeben hätte. Der Zutritt Rumäniens zu unseren Feinden hat weder ihm noch ihnen eine reine Freude bereitet; oder wenn er sie bereitet hat, so war sie nur kurz. Die ungeheuerlichsten Kraftanstrengungen, die gemacht werden, verpuffen, und je mehr sie verpuffen, desto größer wird zwar der Wortschwall, der gegen uns aufgeboten wird, desto deutlicher aber auch die Enttäuschung, die sich hinter diesem Wortschwall verbirgt. Allmählich machen die prahlerischen Reden unserer Feinde einen kläglichen Eindruck. Gerade, weil sie sich in wüsten Übertreibungen immer noch überhitzen und überbieten, wird die Empfindung immer stärker und

immer sicherer, daß sich hinter ihnen der Zweifel und das Mißtrauen verbirgt, das sie in die eigene Kraft und die ihrer Bundesgenossen setzen.

Das sind unsere Feinde; und nun wende ich mich zu unseren Freunden. Unsere Beziehungen zu ihnen gipfeln in dem Gefühl der wechselseitigen Treue und der wechselseitigen Dankbarkeit. Wie wir alles einsetzen, um den Sieg zu erringen, so tun auch sie es; und die Überzeugung davon, daß es so ist, erscheint so festgewurzelt bei uns allen, daß für ein Mißtrauen kein Raum ist. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß unsere Freunde und Bundesgenossen es in mancher Richtung noch schwerer haben als wir, und daß sie, wenn sie aufbringen, was sie aufbringen können, Hindernisse zu überwinden haben, die in gleichem Maße bei uns nicht bestehen. Hat man nicht bis zum Überdrusse gesagt, daß Österreich-Ungarn mit seinen Nationalitätenkämpfen am Rande des Zusammenbruches stehe und keinesfalls in der Lage sei, einem ernsten Stoß lange Widerstand zu leisten? Aber die Doppelmonarchie hat, obgleich sie durch die Notwendigkeit einer Bereithaltung größerer Truppenmengen während der Balkanwirren finanziell vorweg überaus stark belastet war, doch noch die Kraft besessen, den russischen Millionen Widerstand zu leisten, und hat diese Kraft noch heut. Die Türkei, angeblich der kranke Mann, geschwächt durch einen schweren Krieg, bietet Rußland und England siegreich die Spitze. Bulgarien, das zwei verlustreiche Kriege hinter sich hat, hat Serbien und Montenegro zerschmettert, hält Franzosen, Engländer und Italiener im Schach und schickt sich an, Rumänien in die Knie zu zwingen. Alle Operationen vollziehen sich in engster Fühlungnahme der Beteiligten. Die Truppen fechten Schulter an Schulter, und die Feldherren stehen in fester Verbindung. Aus der Einheitlichkeit der Gesinnung ist bei uns die Einheitlichkeit der Front von selbst herausgewachsen, die von unseren Feinden so heiß gewünscht, mühselig konstruiert und noch nicht einmal völlig durchgeführt ist. Unsere Feinde haben diese Einheitlichkeit des Willens auf unserer Seite so ausgelegt, als ob es am letzten Ende doch nur Deutschlands Wille sei, der sich maßgebend geltend mache, und als ob auch weiterhin Deutschland schließlich darauf ausgehe, diejenigen sich unterzuordnen und zu knechten, die es als seine Freunde bezeichnet. Unsere Bundesgenossen wissen es besser. Daß sie es besser wissen, beweisen sie durch das Vertrauen, das sie uns entgegenbringen. Dieses Vertrauen täuscht sie nicht und wird sie niemals täuschen. Gewiß wollen und werden wir, die wir jetzt zusammen fechten, auch über den Krieg hinaus zusammenbleiben. Wir haben gelernt, zusammen zu sterben, und werden lernen, zusammen zu leben. Zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei wird der Kitt, der durch Blut gefestigt ist, auch im Frieden halten. Auch im Frieden werden wir zueinander stehen; und politisch, militärisch, wirtschaftlich

und kulturell werden die Bande enger geschlungen werden, die unsern Staaten und Völker miteinander verbinden. Aber unsere Verbindung beruht und wird beruhen auf der Grundlage voller Gleichberechtigung. Sie muß und wird die Voraussetzung für alle Abmachungen sein, die wir treffen. Da wir unsere nationale starke Selbständigkeit, auf die wir stolz sind, bewahren wollen, so werden wir sie auch bei unseren Bundesgenossen achten und ehren. In Freiheit wollen wir uns finden und behalten. Wir werden niemals eine Einmischung in unsere inneren Verhältnisse dulden; wir werden sie aber auch niemals bei den Andern vornehmen. Wir wissen ganz genau, wie schwierig und zart die staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn sind; nichts liegt uns ferner, als uns in sie hineinzumischen. Wenn die beiden Hälften der Donaumonarchie den wirtschaftlichen Ausgleich zwischen sich erörtern, so ist das eine innere Angelegenheit, die unserer Einwirkung entzogen ist und bleibt, und kein Teil braucht die Befürchtung zu hegen, daß Deutschland einen Druck ausüben könnte, der seine Stellung zu erschweren geeignet wäre. Mitteleuropa soll nicht eine Zwangsgenossenschaft, sondern ein freier Bund freier Staaten und Völker sein.

Wenn ich aber unserer Freunde gedenke, so muß ich doch auch ein Wort denjenigen widmen, denen es nicht vergönnt ist, als selbständiger Staat an unserer Seite zu stehen, obwohl doch ihr Herz sie zu uns zieht. In Banden fremder Eroberer liegt ein deutscher Stamm, der Jahrhunderte in Not und Gefahr, in Sorge und Kümmernis um sein Deutschtum verbracht und durchgehalten hat und doch deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Kultur, die ihm anvertraut waren, zu erhalten imstande war.

Das sind die Balten. Seit Peter der Große Livland und Estland an Rußland gebracht hat, und Kurland, das Gottesländchen, nach der dritten Teilung Polens 1795 dem Moskowiterreiche angegliedert worden ist, haben die baltischen Deutschen in schweren Kämpfen um ihr Volkstum gestanden. Sie haben ihren Kampf gekämpft in der steten und stillen Hoffnung, daß doch einstmals der Tag kommen müsse, der sie ins deutsche Vaterhaus zurückführen würde. Obgleich an Zahl gegenüber der Gesamteinwohnerschaft gering, haben sie ihrem Lande den Charakter des Deutschtums aufzuprägen und zu bewahren gewußt. Welche Ströme deutschen Geisteslebens sind allein von Dorpat ausgegangen, und wie heimeln uns die deutschen Städtebilder an, die sich in Libau, in Mitau, in Riga und Reval auftun! Kerndeutsch aber sind vor allem die Menschen, die dort leben. Trotzige Gesellen, nicht bequem und leicht zu nehmen, aber markig und fest, männlich und stark, gerade so wie wir sie brauchen können. Nicht ohne Weiteres werden sie sich einordnen in das Gefüge eines großen Staates; denn sie sind gewöhnt, in dem Staat, dem sie bisher eingeordnet waren, den Feind zu sehen, der sie um das

geistige Erbe ihrer Väter zu bringen trachtet, und haben im eigenen Kreise Herrschersinn und Herrengewohnheit geübt. Freilich haben sie die sie aus freien Stücken ihren Ländern gegeben, ist ein vielbewundertes dafür auch aus freiem Willen Großes geschaffen; die Agrarverfassung, Beispiel großzügiger und kluger Politik und sticht in der Bereitwilligkeit, mit der die Hörigkeit aufgehoben worden, von russischer Art sehr wohltätig ab. Jetzt soll ihren Ritterschafts- und Landschaftstagungen ein Ende gemacht werden; das russische Ministerium bereitet einen Gesetzentwurf vor, durch den die Semstwo-Verfassung auch in den baltischen Provinzen eingeführt werden soll. Aber das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Wenn die Russen bleiben, ist der baltische Stamm verloren, und ein Stück Deutschtum geht zugrunde und wird ausgelöscht, das in der Zähigkeit seines Bestehens uns den Beweis für den Wert seines Bestandes vollgültig erbracht hat. Viel haben die Braven erduldet, und noch Schwereres würde ihnen bevorstehen; hoffenden Herzens sehen sie auf uns. Möge ihre Hoffnung nicht betrogen werden — sie ist auch die unsrige.

Nun gibt es außer Feinden und Freunden aber auch noch andere: die sogenannten Neutralen. Bei vielen von ihnen muß man wirklich das Wort „sogenannt" hinzufügen. Es ist zwar nicht gerade angängig, in diesem Kriege zu sagen: wer nicht für uns ist, ist wider uns. Aber leider kann man noch viel weniger sagen, daß, wer nicht wider uns ist, für uns ist. Zu den schwersten Enttäuschungen dieser Zeit gehörte das große Alleinsein, das zu Beginn des Krieges sich bei uns einstellte. Bis dahin waren wir alle des angenehmen Glaubens, daß wir eigentlich die beliebtesten Leute auf Erden seien, und daß kein Volk sich eines solchen Ansehens und einer solchen Freundschaft in der Welt erfreue als das gute deutsche Volk. Wir versahen die ausländischen Throne mit Prinzen und Prinzessinnen. Wir tauschten Professoren aus. Wir gaben schöne Geschenke und hatten die Freude, daß sie angenommen, wenn auch nicht erwidert wurden. Wir veranstalteten und besuchten Kongresse aller möglichen gelehrten und ungelehrten Berufe. Wir entdeckten die Dichter und Künstler aller Völker, übersetzten ihre Werke, führten ihre Theaterstücke und Opern auf, zahlten riesige Honorare und Tantiemen. Wir telegraphierten, gratulierten und korrespondierten. Unsere Sozialdemokratie war die Säule der Internationale, die sich nicht bloß als am trag-, sondern auch am zahlungsfähigsten erwies. Dafür bekamen wir viel Schönes und Liebes zu hören. Aber all das war einmal; ist vorbei, vorüber, verrauscht. Als der Krieg kam, war ein merkwürdiges Vergessen über die Menschheit gekommen. Wenn er vorbei sein wird, mag vielleicht manchem außerhalb unserer Grenzpfähle die Erinnerung zurückkehren. Dann aber werden hoffentlich wir nicht vergessen, was wir inzwischen schaudernd erlebt haben. Wir werden mit unserm

Vertrauen sparsamer, jedenfalls aber anders umgehen. Denn was wir davon zuviel nach außen vergeben haben, das haben wir nach innen zu wenig gehabt. Der Krieg hat erwiesen, daß wir unserem Volk viel mehr und den anderen Völkern viel weniger Vertrauen hätten entgegenbringen sollen. Das wichtigste Problem der Zukunft muß dahin gehen, mehr Vertrauen nach innen und weniger Vertrauen nach außen zu betätigen. Gerade jetzt sehen wir, wie das neutrale Norwegen, das von unserm Kaiser für den Fremdenverkehr eigentlich erst entdeckt worden ist, sich bereit gefunden hat, einen flagranten Völkerrechtsbruch gegen uns zu begehen. Gewiß ist Norwegen nicht viel anders als eine englische Kapitalstation und deshalb von vornherein England zuzurechnen. Immerhin bleibt es ein starkes Stück, daß dieses Land so ungescheut dem englischen Beispiel folgt und sich glattweg über das Völkerrecht hinwegsetzt, das doch ihm als neutralen Staat doppelt heilig sein sollte. Man kann es verstehen, daß unsere U-Boote ihm peinlich sind, weil sie ihm das gewinnbringende Geschäft seiner Reedereien störten. Aber unsere U-Boote bewegen sich in ihrem Kampf gegen Bannware ganz und gar im Rahmen des Völkerrechts; genau so, wie es U 53 vor Amerika tut. Allerdings kann man Amerika wohl auch kaum eine formelle Verletzung des Völkerrechts vorwerfen; und die Antwort, die es wegen der Behandlung der U-Boote den Ententemächten soeben gegeben hat, zeigt das Bestreben, zumindest den formellen Standpunkt auch ihnen gegenüber zu wahren. Materiell aber wird das natürliche Rechtsempfinden niemals zugeben, daß Amerika die Pflichten einer gesunden Neutralität erfüllt. Ein Staat, der es zuläßt, daß so einseitig seine reichen Hilfsquellen dem einen Teil der Kämpfenden zufließen, und der dadurch die Entscheidung des Krieges, wenn auch nicht endgültig beeinflußt, so doch unendlich erschwert, bewegt sich nicht im Einklang mit dem geistigen Inhalt wahrer Neutralität. Auch das können wir nicht verschmerzen und der nordamerikanischen Union nicht vergessen. Neuerdings sind gewisse Schwierigkeiten auch mit Spanien eingetreten. Unsere U-Boote haben Fruchtschiffe versenkt, die Spaniens Erzeugnisse über das Meer bringen wollten. Das mag die Spanier um so schwerer treffen, als diese Transporte ganz besonders für die ärmeren Klassen des Landes und ihre Erwerbsmöglichkeiten von Bedeutung sind. Aber wir bewegen uns auch dabei, da es sich um Bannware handelt, durchaus auf dem Boden des Völkerrechts. Im übrigen sind wir bereit, hier wie auch sonst den Neutralen und ihren Interessen nach Möglichkeit entgegenzukommen. Wir haben uns damit einverstanden erklärt, Fruchtschiffe nach England und Frankreich unbehelligt durchzulassen, wenn uns die Sicherheit gegeben wird, daß eine entsprechende Anzahl von Fruchtschiffen auch freie Durchfahrt an unsere Küsten erhalten.

Herr Romanones, der spanische Minister, hat von diesem doch wohl nicht zu verachtenden Anerbieten bisher nichts laut werden lassen. Wir brauchen uns seiner nicht zu schämen und können ruhig davon sprechen. Endlich sei noch ein Blick auf Griechenland gestattet, jenes Musterbeispiel für den Schutz der kleinen Staaten, den England, Frankreich und Rußland übernommen haben. Mit Achtung gedenken wir des Königs, der mit fast übermenschlicher Stärke dem Druck der Vergewaltigung widersteht. —

Ich komme zum Schluß und will am Schluß noch einmal auf das zurückgreifen, wovon ich ausgegangen bin, auf die Schlacht bei Leipzig. Wenn wir sie als einen großen Sieg feiern, so pflegen die Franzosen den Mund zu ziehen und spöttisch zu lächeln. Was sei denn an diesem Siege eigentlich Großes, da doch nur die Übermacht gesiegt habe? Die ganze Welt habe sich zusammentun müssen, um Frankreichs mit seinen wenigen Verbündeten Herr zu werden. Da sei es nichts Besonderes, wenn diese Übermacht gesiegt habe, und Frankreichs Ehre sei durch seine Niederlage nicht angetastet worden. Letzteres wollen wir zugeben. Die Franzosen haben sich auch damals tapfer geschlagen und ihren militärischen Ruhm gerettet. Aber daraus wollen wir nun nicht etwa schließen, daß auch wir, die wir doch jetzt in ähnlicher Lage sind, wie damals die Franzosen, uns mit einem ähnlichen Schicksal begnügen wollen. Wir sind in noch viel ärgerer Bedrängnis als sie. In der Schlacht bei Leipzig standen etwa über 260 000 Mann der Verbündeten gegen mehr als 150 000 Mann des französischen Heeres. Das Zahlenverhältnis zwischen uns und unseren Feinden aber ist für uns weitaus ungünstiger. Trotzdem denken wir gar nicht daran, mit der Rolle zufrieden zu sein die damals den Franzosen zufiel. Wir wollen nicht ehrenvoll unterliegen, sondern ehrenvoll siegen. Ich habe deshalb den Ausdruck vom „ehrenvollen Frieden“ niemals ohne ein gewisses Mißvergnügen anhören können. Er ist mehrdeutig und leicht mißzuverstehen. Man spricht auch von einem ehrenvollen Rückzug, einer ehrenvollen Kapitulation, einer ehrenvollen Niederlage. Wir wollen nicht einen Frieden, der bloß ehrenvoll ist. Wir wollen uns nicht damit abfinden, daß, wie jener französische König sagte, alles verloren, aber die Ehre gerettet sei. Wir wollen eben nicht einen bloß und nur ehrenvollen Frieden, sondern einen Frieden, bei dem wir die Ehre behalten und außerdem die Sicherheit gewinnen dafür, daß wir auch in Friedenszeiten mit Ehren bestehen können. Wir brauchen die vielgenannten realen Sicherheiten für unser künftiges Sein und für die friedliche Entfaltung unserer Kräfte. Der Reichskanzler hat für die zukünftige deutsche innere Politik das schöne Wort gesprochen: „Freie Bahn für alle Tüchtigen.“ Das aber muß auch die Losung sein, die nach außen auszugeben ist. Auch im Weltverkehr brauchen und wollen wir freie Bahn für den Tüchtigen,

freie Bahn für die Tüchtigkeit unseres Volkes im Wettbewerb der Welt. Die Bedingung dafür müssen wir in der Gestaltung des Friedens schaffen, ohne alle napoleonischen „Eroberungsgelüste", ganz einfach aus der Notwendigkeit unseres Seins und seiner Entwicklung heraus. Faust sieht am Schluß seines Lebens es als Höchstes an, mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen. Daran möchte ich anknüpfen. Auch wir wollen in Zukunft als freies Volk auf freiem Grunde stehen. Frei auch von der Sorge, ob uns nicht diese Freiheit in jedem Augenblick von übermächtigen Nachbarn und Feinden geschmälert werden kann. Wir wollen nicht jeden Morgen mit der Befürchtung aufwachen, ob unsere Grenzen auch noch bewahrt sind, und ob die Schiffe, die die Erzeugnisse unserer Arbeit über die Meere tragen, dort noch geduldet sind. Deshalb brauchen wir neben dem freien Grund aber auch noch das freie Meer. Und deshalb weitet sich der Goethesche Spruch, wenn ich Ausblick halte auf das Ende dieses furchtbaren Ringens, zu der Aufstellung des Zieles, das mir und unserem Volke als aus tiefster Notwendigkeit geboren vor Augen schweben muß: Ein freier Grund — ein freies Meer — ein freies Volk!

Buchdruckerei Otto Drewitz, Berlin SW 61, Gitschiner Str. 106

3 0112 072406694